

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 51

Artikel: Vo zweune Aschter
Autor: Balmer, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646985>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

rinnen steht die Liebe, nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebt und seinen Sohn gesandt hat". Das wahre Weihnachtsfeiern ist immer ein Hinnehmen der göttlichen Liebe, die zu uns gekommen und uns erareißend fundament, daß Liebe Hingabe, Entäußerung, Opfer ist. Aber nur der hat Weihnacht beariffen und recht gefeiert, der nun, von der ewigen Liebe selbst gelehrt, selbst in die Wege der Hingabe tritt, bereit ist, auch seinerseits sich herniederzuneigen und Wege dienender Demut zu schreiten. Drum wird auf jeder wahren Weihnachtsfeier bei allem heiligen und hellen Glück doch auch immer die Weihe eines tiefen Ernstes ruhen. Nicht umsonst heißt sie die heilige Nacht.

In diesen Weihnachtstagen wird ringsumber wieder das gewaltige Weihnachtslied gesungen, dem unser schweizerischer Länemeister Hans Georg Nägeli seine majestätische Schönheit gegeben. In diesem Liede steht ein Vers, der vielleicht am meisten gesungen wird, und der doch von besonderem Reichtum ist:

„Er heiligt seine Brüder und stärkt sie wunderbar,
er brüht die Unschuld wieder, die längst verloren war,
der Tugend Bahn zu wachen, macht er sein Volk geschickt,
daß Gott mit Wohlgefallen auf unsere Erde blickt.“

Das ist Erkenntnis des tiefen Sinns und Ziels der wahren Weihnachtsgabe, des Kommens Christi. Er ist in die Welt hineinetreten, um Menschen aus der Welt herauszuretten, Menschen, die sich nicht in den Taumel des Irdischen hineinzwängen lassen. Er nimmt sie mit hinein in seine Lebensrichtung und -bemeinung. Er löst sie aus Bindungen und Verstrickungen, nicht um eine abgeforderte Eliteschar zu bilden, sondern um sie aereinigt und gottgeeignet der Welt zurückzugeben, zum Überwinden, nicht zum Ueberwundenwerden. Menschen, die es wagen, anders zu sein als die übrigen; denn nur das Anderssein rettet, am Gleichsein und Gleichwohnen, an den Kompromissen und Konzessionen ist die Welt zu Tod erkrankt. Er stärkt sie: denn dieses Kind von Bethlehem ist zum Inbegriff der Stärke geworden, zum Träger höchster Kraft. Er schafft das Wunder, daß schwache Menschen können: wenn ich schwach bin, so bin ich stark; in der Schwachheit vollendet sich die Kraft. Und dieser Stärke „bringt die Unschuld wieder, die längst verloren war.“ Sein lichtklares, arundreines Wesen ist wie der tiefe, reine See, in dem die Menschheit ihr getrübbtes Bild und Wesen schaut, der aber zugleich die Schuld in seine verschwiegene, stille Tiefe aufnimmt. Drum läßt Venau seinen Savonarola in seiner Weihnachtspredigt sagen:

Und wenn du nachts am Waldesquelle dein sinnend Haupt wehmütig senkst
und bei der klaren Silberwelle an deinen trüben Wandel denkst,
Was kann die Trauer dir bezwingen im stillen Wald,
am Quell, so klar?
Was hörst du aus den Wassern singen für Lieder, tröstend wunderbar?
Was hat den Balsam deiner Wunde und deinem Schmerz Ruhe gebracht?
Es ist die süße Friedenskünde aus einer längstvergangnen Nacht.

Aber der, der in dieser längstvergangnen Nacht gekommen ist, läßt einen Unschuldszustand nicht nur für den Einzelnen, auch für die gesamte Menschheit hoffen. Er weist voraus in eine Zeit, da Gott wieder „mit Wohlgefallen auf seine Erde blickt“. Durch ihn werden wir Wartende, Hoffende.

Wer die Gabe und die Verheißung dieser heiligen Nacht, der Weihenacht, mit seiner Seele erariffen hat, der hat die Weihe für sein Leben empfangen. Wie manche Weihenacht wird gefeiert, die Herz und Wesen weihelos läßt. Aber gerade nach Weihe des Wesens verlangen wir. Vor hundert Jahren nannte man es Menschenwürde, was man als Adel

und Erziehungsziel ersehnte, aber es war doch im Grunde noch eine verfeinerte Blüte der Izkultur, was damit erstrebt und erreicht war. Dann nannte man es Persönlichkeit; aber es lag auch in diesem Persönlichkeitskultus noch viel gefährliches Beharren auf unerlöstem Wesen. Laßt uns aus heiliger Weihenacht das Wort Weihe erfassen und festhalten. Haben nicht alle, die sich vor seiner Krone gebeugt, eine ganz neue Weihe ihres Wesens, ihres Willens, ihres Standes, ihres Berufes erlebt? Einst haben als Erste stille Hirten von Judäa vor ihm gekniet, als hätten sie gewußt, daß er einst ihren Hirtenberuf in einziartiger Weihe weihen würde. Und er hat ihn mit höchstem Adel gekrönt, als er sein Leben hingab für seine Herde. Es haben Weihe ihm gehuldt, weil sie gewußt, daß er die Weisheit im höchsten Sinne adeln werde. Die fromme Legende nennt sie Könige, die ihm von ferne ihre Geschenke gebracht, und es kam die Zeit, da er den Königsberuf mit höchster Weihe krönte, als er sein still'es Königtum des Dienens begann. Er weiht noch jetzt jeden Stand und Beruf mit einziartiger Weihe. Er schenkt dem Künstler reinste Inspirationen, weist dem Erzieher edelstes Erziehungsziel, er taucht des Arbeiters schlichtes Werk in Ewigkeitsbedeutung, er, dessen Hände selbst das Werkzeug trugen. Er weiht des Arztes ersten Beruf mit der tiefsten Erkenntnis alles wahren Helfens: „fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen“. Er weiht das Wirken des Dieners der Rechte; denn er will, wie die Schrift vom Messias sagt, „das Recht wahrhaftig halten lehren“. Er tritt vor den Forscher alter und neuer Sprache, der den innerlichsten Klang und Ton überhören will, mit der großen, dringlichen Lebensfrage: „Warum versteht ihr meine Sprache nicht?“ und läßt den Jünger der Gottesgelehrtheit spüren, daß in ihm alle Verheißungen ja und amen geworden sind.

So weiht er unser Wesen und Wirken. Nicht „Eingeweihete“ sollen wir werden, wie es jetzt viele wieder werden wollen, nicht Eingeweihete mit tausend Geheimnissen, die man ängstlich vor den andern verbergen muß, nein, aber Eingeweihete mit einem einzigen Geheimnis, das aber genügt zum Leben und zum Streben und von dem die Bibel sagt: Ründlich groß ist das gottselige Geheimnis: Gott ist offenbart im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschieren den Engeln, gepredigt den Heiden, geglaubt von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit.

Weihnachtshoffnung.

Wer horcht nicht bang in dieser Zeit?
In dunklen Weltgewittern grollt
Und flammt der unglückselige Streit
Um Brot und Freiheit, Macht und Gold.
Die Hoffnung bleibt: Es wird einmal
Die letzte Selbstsucht von uns geh'n,
Und unter'm Weihnachtskerzenstrahl
Wird jedes Herz in Blüte steh'n!

H. Thurow.

Vo zweine Wächter.

Von Emil Balmer, Bärn.

Vor der Stadt uße, inere alte Chüsgrube inne sy ufemene Ghüderhuufe zueu halbverblüeti Wächter gläge, es wäses un es rots. Halb dür u kümpeelig sy ne d'Wetter abeghanget, aber mi het doch gseh, daß es einisch prächtig schöni Blüeme müeße gsi sy.

„D, jere, jere, müeß i jek scho stärke!“ jammeret ds roten Wächter. Ds andere, wo e Biß dervo ewägg glägen isch, ghörts u luegt ume: „Wo bisch du ufgewachse, du chunnisch mer eso b'hönig vor.“ seits zum rote.

„E, vomme große, schöne Garte dert am Bärge äne chumen i, mi seit ihm ds Paradisli.“



E. Beststein: Weihnachtsskantzate.

„Das han i doch grad dänkt“, seit ds wyße, „i chume ja o vo dert; es het mi doch de no düecht, mir sygi der vorder Zinschtig zsäme i d'Stadt gfare. Uesi Frau het is g'Märit gfuehrt uf e Parlamäntsplatz. Daß mir jeh da grad wider müesse zsäme cho, jeh bricht, wi isch es der gange!“ — — — — — „Ds rot Wächter het sjs Chöppli müehsam ufgha u sech wider e chlei bhymt u afa rede: „Also, chuum sy mer uf em Märät gsi, chumt e Händler u chouft mi. Du bin i ine große, prächtige Vaden yne cho, wi-n-i no myr Läbting kene gseh ha; dert het me mi zwäg gmacht, e Draht um my Lnh ume trädelet u mi mit emene Huufe andere Schwöschtere in es wunderbars großes Vase ngstellt. Zmitts i anderne schöne Blueme inne bin i du gsi. U Lusigi u Lusigi vo Wönsche sy a mer verby u di meischte hei mi fründlig agluegt u aglächlet u bewunderet. „Ah,

wi nätt, lue wi schön, ach wi wundervoll.“ So isch das di ganzi Zyt gange. Das het mer de wohl ta, i cha nid säge wie, u i ha mi afa uflah u meine. — „Eh, we d'Doch sövel schön bisch gsi, warum het di de niemer ghouft,“ pängglet jeh ds wyße derzwüsche. — „I bi halt vil z'tüür gsi, es het mi niemer vermöge z'houfe u drum han i dörfe wynter glänze i däne prächtige Spiegle. Em Ube sy mer de alli rot u grünen belüüchtet worde, alls isch vor is zueche still gstanne u het is agstuumet — Oh, wi isch das albe schön gsi — gwük, gwük chan es im Himmel obe nid schöner sy, nei gwük nid — — — — —“

„Ja nu,“ het jeh ds wyße agfange, „da han i de richtig scho weniger z'ruehme. Es het mi lang niemer wölle am selbe Zinschtig uf em Märät, es het gwük scho zwölfti glütet am Münschter unne, wo äntlige e Frau cho isch mit eme bleiche u chummervolle Gesicht u verpläärete Auge u si myner erbarmet het. I ha gseh, daß si mit Müeh ds Gald zsämebracht het für mi z'erhandle. — Si het mi heitret in es armsäligs Stübeli vomene Hinterhuus, wo nie kei Sunne het häre gschime. Si het mi ine chachel-gschirrige Hafe ta u mi vor ds Bettli vo ihrem chrankne Chindli gstellt. Di ganzi Nacht hei mer zsäme gwachtet, di armi Frau un i, bi däm totchrankne Chindli u hei zum liebe Gott hättet, är möcht doch das zarte Läbe u der Mueter di einzige Freud nid la starbe. U zu allem Wache u Bätte het di gueti Frau no geschaffet, het gnätt so sträng si het möge, aber mängisch het si's nid meh geh z'schaffe, wil ere d'Auge voll Träne sy gsi. Lang, lang het mi ds Chindli mit fieberige Auge agluegt un äntlige, äntlige het es drab chöme nshlafe. U wo's am Morge wider erwachtet, isch es grettet gsi. I bi nid vom Bett ewägg cho. Di gueti Frau het mi pfligt u bhorget grad wi ihres chrankne Chinn u si hei beidi zsäme e grüsligi, grüsligi Freud gha a mer. „Lue,“ fahrt ds Wyße ganz ergelächteret wynter, „i ha nid viel gseh i mym Läbe, das nid, aber däne Lüt wo mi hei gha, däne bin i öppis gsi, däne han i öppis bedütet. — Si hei's nume zguet mit mer gmeint, si hei mer z'warm gha u drum bin i chrank worde. Aber i ha gseh, wi-n-es di armi Frau het duuret, wo si mi het ewägg gleit.“ — „I hätt nid wölle mit der tuusche,“ seit's rote Wächter spiz u laht syner glehnte Blettli no emisch im halte Luft ume wirble. — „Smel i bi mer gride,“ fahrt ds andere wynter, „jeh sy mer ömel am glychen Ort gläntet, we d'scho so vil schöner bisch gsi weder i u so schuderhaft bisch bewunderet worde.“ — — — „Ja, ja, aber weißt, we du wüchsch, wi das schön isch gsi — oh, wenn i nume no en einzige Tag zrug chömmt i di Bracht.“ Druf het ds rote afa weebere.

„Bisch jeh still, mir wei lieber hätte,“ seit's ds wyße, leit syner schmale Blettli Inzli zsäme u empfiehl't sy Seel em liebe Gott. — — — — — Ds rote het no e Chehr gjanmeret — äntlig wirts o still. Si sy beidi nshlafa für nimmern z'erwache. — Da chumt e Ma mit ere Bänne Schutt u schüttet di zweu Wächter zue.

Rudolf Trabold.

In der Fremde ist der Schweiz ein echter, warmblütiger Heimatdichter erstanden. Wir hätten diese Tatsache eigentlich längst schon vermelden sollen. Im Jahre 1911 erschien bei A. Franke in Bern Rudolf Trabolds Roman „Zwei Dächer“. Es gab da bei allen Freunden der Heimatkunst ein erstauntes und freudiges Aufhorchen. Das Buch sah fast aus wie ein Programm: Heimatschutz übertragen auf das Gebiet der schönen Literatur, aber nicht nur im Stoff, sondern auch in der Darstellung. Die beiden Dächer: das auf dem wahrhaftigen altberniischen Bauernhaus in der Fröschegg und das verdrückte auf der modischen Villa in der Stadt, werden dem Dichter zu Symbolen einer bodenständigen und darum echten und achtenswerten und einer unechten, dem